

(Nachdruck verboten.)

Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Neckend, brummend, mürrisch und jeden Augenblick seine Exerzitionen unterbrechend, um Atem zu schöpfen, sich nachdenklich den Kopf zu kratzen, rührende Blicke auf seine Handgelenke zu werfen, an welchen er immer von neuem wieder die Ledermanschetten hinaufschob, ließ der Herkules seine 50 Kilo-Gewichte in der Luft fliegen, ohne Weisfall zu erzielen. Obgleich alles, was er ausführte, für seine Kräfte keine Anstrengung bot, dem Körper des Riesen keine Ermüdung verursachen konnte, machte er doch bei seiner Arbeit trotz seiner Verge von Muskeln den kläglichen Eindruck eines Athleten, der aus irgendwelchem Grunde diesmal der Mühe erliegen zu wollen und bei jedermann ringsumher um Ermutigung und Beihilfe zu betteln schien. Müde ließ er, wenn die Musik innehielt, zugleich mit seinen Gewichten seine ausgestreckten Arme fallen, und diese Arme regten sich nicht eher wieder, als bis die Orgel wieder begann. Vor jedem Stück hörte man ihn in der Tonart eines klagenden Kindes bitten: „Nun, meine Herrschaften, ein kleines Bravo!“

Als es sich zutrug, daß spottend eine Badehose von oben herabgeworfen wurde und darauf ein Ringen mit dem Beleidiger folgen sollte — ein seltener Fall, da die Muskulatur des Athleten jedermann davon zurückzuschrecken pflegte — schritt der Herkules seinem Gegner mit einer Miene des Verdrußes entgegen, die sich nicht beschreiben läßt, und mit einer Trägheit seines ganzen Gebarens, als fühle er sich geneigt, dem anderen eine Summe als Abstands-geld zu zahlen, wenn er darauf verzichte, ihn sich unnötig bemühen zu lassen. Er beeilte sich denn auch sehr, seinen Gegner ohne viele Umstände in den Sand zu betten, — unangenehm überrascht und niedergeschlagen und untröstlich, als ein erhobener Widerspruch ihn zwang, den Mann noch einmal zu werfen: ihn nach den Regeln der Kunst zu werfen, so daß er mit beiden Schultern den Boden berührte. Nachdem er sich dann von dem auf dem Grase ausgestreckten losgemacht, ging er, ohne sich auch nur nach ihm umzusehen, beiseite, den Rücken gebeugt, die Arme schlaff herabbaumelnd, und setzte sich wieder auf seine Bank, wo er, den Kopf zwischen die Hände nehmend und die Ellbogen auf die Knie gestützt, den übrigen Teil der Vorstellung hindurch mit halb geschlossenen Augen über zu beschaffende Nahrungsmittel nachsah.

Auf den Herkules folgte Gianni, der sein Entree in dem klassischen Kostüm der Provinz-Wanderkünstler machte: einem Trikot von tiefem Rosa, kupfernem Stirnband, Brustlatz von schwarzem Samt, auf welchem eine verschrobene Blume mit allerlei Ranken in Petitpoint gestickt war; kurzer grüner Schenkelhose, von einem Schurz überdeckt, der wie das Brustlatz gestickt und mit Goldborte eingefast war, und weißen Salsstiefeln mit Silberfransen. Mit einem Aufsprunge hatte er das Trapez erreicht, hing daran mit den Händen, schwang sich in der Luft daran hin und her, ließ mitten im Schwunge das Beck plötzlich los, machte mit dem Körper eine blischnelle Drehung um seine Längsachse und ergriff die Stange des Beckes wieder.

Er schwang sich, die Beckstange mit den Händen erfäßt haltend, im Rade wirbelnd um dieselbe herum, in einer schwindelnden Schnelligkeit, die dann allmählich nachließ und zu einem ganz langsamen, zögernden Umschwunge um die Beckstange wurde, bei welchem sein Körper auf Momente horizontal ruhend im Raum schwebte, wie ein Körper, der im Wasser schwimmend von dem flüssigen Element getragen wird.

In allen Produktionen, die auf Kraft der Arme beruhen, zeigte er eine rhythmische Taktmäßigkeit des Arbeitens der Glieder, eine Leichtigkeit der Anstrengung, eine Ruhe der Bewegungen und bei dem Emporziehen des Körpers eine Allmählichkeit gleich dem fast unmerklichen Dahinklimmen des Faulliers auf dem Baume, die an jenes berühmte langsame Emporziehen aus dem Handgelenk des unergleichen James Ellis erinnerte.

Mit den Schenkeln auf dem Beck sitzend, ließ sich der junge Künstler allmählich nach hinten zurücksinken, bis er —

eine Sekunde des Entsehens in dem Raum — fiel, aber, für jedermann unerwartet, durch ein plötzliches Zurückbiegen der Unterschenkel sich auffing und in den Knien an dem Beck hing; dann, sich einige Augenblicke, mit dem Kopfe nach unten hängend, hin und her schwingend, ließ er das Beck plötzlich fahren, erreichte, sich in der Luft überschlagend, mit einem laut pétilleuz den Boden und stand auf seinen Füßen.

Das Trapez versetzte den Jüngling in eine Art von Rausch; er tat sich dort nie genug an Arbeit und schloß nicht eher damit, als auf die wiederholten Rufe: „Genug! Genug!“ von dem Publikum, das bei der steigenden Kühnheit des Akrobaten ängstlich zu werden begann.

„Meine Herrschaften, die Vorstellung geht weiter Fortsetzung folgt!“ kündigte der Bajazzo gewichtig an.

Nach Gianni erschien die „Kopfnuß“. Im Nu war sie oben auf dem Standbrett auf der Höhe des großen Pfostens, an welchem in kleinen Entfernungen übereinander Querhölzer angebracht waren, die als Leitersprossen dienten, und betrat das Drahtseil, den kurzen Rock aufgebläht, die Balancierstange mit aufwärts gebogenen Armen über ihren Kopf emporhaltend und dort auf und nieder wägend. Mit gleitenden Schritten bewegte sie sich vorwärts, abwechselnd je den einen und den anderen Fuß vorschiebend, der sich zu einer Höhlung unter der Sohle krümmte, um das Seil zu fassen, und dann wieder neben demselben her durch die Luft glitt wie das geschweifte Blatt eines Ruders. Auf dem sich biegenden und auf und nieder schwankenden Stege abwechselnd sinkend und steigend, hatte ihr Vorwärtsschreiten ein Ansehen, als ob sie bei jedem Vorsetzen eines Fußes eine Stufe empor- oder herabtrate. Lebhaftes rotes Licht spielte auf den Rundungen ihrer Waden bis hinab zu den Fußknöcheln und hinweg über die weiße Bänderkreuzung ihrer Schuhspüre, während beweglicher leichter Schatten in den Kniebeugen auf und nieder glitt. Bald gelangte sie mit einem raschen Ausschreiten zu der Mitte des Drahtseils, wo sie, noch stets den einen Fuß hinter dem anderen auf dem Seil, sich nach vorn überbeugte, niederkauerte und sich auf die unter dem Körper zurückgezogenen Unterschenkel niederließ. Einen Moment später beugte sie sich rückwärts zurück und legte sich der Länge nach auf den für das Zuschauerauge unsichtbaren Draht nieder, regungslos in der Haltung einer Schlafenden, den Kopf auf die Schulter geneigt, die Haare verstreut um ihren Kopf her, die Füße übereinander gelegt, fast wie in jener Verz an Verz klopfenden Ruhe zweier Vögel unter demselben Fittich. Einiae Augenblicke verharnte sie so, mit dem den Kopf wirr umflutenden Haar, den sich bauschenden Röcken, das Bild einer weiblichen Gestalt, die frei in der Luft schwebend, auf nichts zu ruhen schien. Dann, nach einigem Rudern mit dem Kreuz und zwei- oder dreimaligem Halbemporrücken mit dem stets wieder zurückfallenden Oberkörper, stand sie plötzlich mit einem raschen Schwung wieder auf den Beinen, rings knisternd von der Bewegung der Folieverzierungen auf ihrem Kleide und beinahe hübsch in ihrer graziosen Gewandtheit und ihrer freudigen Erregung über den Weisfall.

„Jetzt die Schlussproduktion, meine Herrschaften!“ kündigte der Bajazzo an.

Darauf erschien die „Kopfnuß“ wieder, diesmal ein kleines Tischchen hereintragend, auf welchem Teller, Flaschen, Messer, Stäbchen und goldglänzende Kugeln lagen. Und als bald begannen diese Gegenstände über dem Kopfe des sie dirigierenden Zauberers durch die Luft zu vollstieren, im Fluge aufeinanderfolgend, miteinander abwechselnd, einander den Weg kreuzend ohne zusammenzuprallen von seinen Händen, seinen Knien, seinem Rücken emporgeworfen, um immer wieder in die ausgestreckten Hände zurückzukehren und aus denselben ihren Flug von neuem zu beginnen. Bald schlangen sie sich bis hoch oben zur Decke empor, weit entfernt von einander und in langsamer Aufeinanderfolge, bald vorüberhüschend und wieder vorüberhüschend im raschen, engen und ganz niederen Kreise, so daß sie in der Schnelligkeit und Nähe ihres Aufeinanderfolgens fast wie durch unsichtbare Glieder zu einem zusammenhängenden Reif aneinander gelötet erschienen. Gianni umlief die Zirkusrunde mit drei Flaschen jonglierend, erstieg, ohne sich im Spiel mit denselben zu unterbrechen, den Tisch, kauerte auf demselben nieder und schlug bei jedem Wiederfangen jeder Flasche mit derselben rhythmisch auf die Tischplatte, was eine höchst unter-

Haltsame echte Trinkschokolade abgab. Zuletz' nur mit einer einzelnen Flasche arbeitend, ließ er sie, allein durch das Spiel seiner Armmuskeln, sich der Länge nach auf seinem Arm niederlegen, sich wieder aufrichten, sich emporstrecken in die Luft, von wo zurückfallend sie sich mit der nach unten gerichteten Mündung auf seinen emporgerackten Finger schob, der sie auffing.

Er hatte ferner eine reizende Manier, wie sie nur ihm eigen war, mit ausgestreckten Armen die goldglänzenden Kugeln in horizontalem Fluge aus einer Hand in die andere und wieder zurückzuschleudern, so daß sie, vor seinem Oberkörper blitzschnell hin und her fliegend, die Vorstellung einer Strähne Goldes erweckten, die im Begriff ist, sich abzuwickeln.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Verbreitung der Samen.

Von Eduard Dppel.

Wer da glaubt, der Herbst und Spätherbst mache den Beobachtungen der pflanzlichen Lebewesen und ihrer Organe ein Ende, der irrt. Im Gegenteil bietet diese Jahreszeit eine außerordentliche Fülle von Anregungen zu Beobachtungen und Forschungen. Der Herbst als Zeit der Samenreife eröffnet dem Naturfreunde ein neues Feld. Er sieht ein Samenorn des Löwenzahns an dem niedlichen Federschirm über den Weg fliegen, einen Auswanderer, der das mütterliche Heim verläßt, um nach weiter Reise in einem neuen, fremden Gebiet sich anzusiedeln. Nichtig, wo die Mutterpflanze steht, haben sich schon viele der Sorte niedergelassen, da ist der Raum und das Feld der Ernährung zu eng geworden, die junge Pflanze — noch geheimnisvoll in jenes Samenorn eingeschlossen, sucht sich ein neues Reich. Auf den Flügeln des Windes fährt sie dahin, bis sie die Reife vollendet hat. Wenn man bedenkt, daß es Samen gibt, die nur ein Millionstel Gramm wiegen, und wenn man sich die prächtigen Flugapparate betrachtet, mit denen viele Samenörner ausgerüstet sind, so versteht man die Bedeutung des Windes für die Verbreitung der Pflanzen ohne weiteres.

In den Steppengebieten und der Umgebung des Mitteländischen Meeres, wo auf die kurze Entwicklungsperiode eine längere Periode der Dürre folgt, segt der Wind haufmüßgroße, glattschalige Früchte weithin über die Sandfläche, und sie kommen erst zur Ruhe, wenn sie irgendwo einen Widerstand gefunden haben. Manche Früchte werden sogar in die Lüfte erhoben und mit Unterbrechungen große Strecken weit geweht. Kräftige Windstöße heben ganze Pflanzenstöcke (z. B. *Plantago Oretica*) aus und wirbeln sie durch die Lüfte. Daß die Reisenden und Steppenbewohner dann von Steppenhegen und Windhexen reden, zeigt, welchen Eindruck die pflanzlichen Reisen auf sie gemacht haben. Natürlich verlieren die Pflanzen unterwegs schon einen Teil ihres Samens und werden so über ein weites Gebiet verbreitet. Je leichter die Samen, um so geeigneter sind sie für die Verschleppung durch den Wind. Manche Samen sind so leicht wie Sporen, so daß sie den Eindruck von Staub machen. Dahin gehören die Samen mancher Orchideen. So wiegt ein keimfähiges Samenorn von *Goodyea repens* 0,000 002 Gramm! Verächtlichigt man nun, welche Mengen an Samen produziert werden, so erfährt man die Notwendigkeit ihrer Verbreitung. Begerich erzeugt 14 000, Strentäschel 84 000, *Erigeron Canadense* 120 000, Tabak 360 000 und *Sisymbrium Sophia* gar 780 000 Samenörner an einem einzigen Stod! Kerner berechnet, wenn ein Stod des Bilsentkrautes in einem Jahre 10 000 Samen entwickelt hat und aus diesen im nächsten Jahre 10 000 Bilsentkrautstöcke entstehen, wenn jeder dieser Stöcke wieder 10 000 Samen ausbilden würde, dann würden schon nach 5 Jahren 10 000 Billionen Bilsentkrautstöcke vorhanden sein. Da nun das gesamte Festland der Erde 136 Billionen Quadratmeter beträgt und auf einem Quadratmeter etwa 73 Bilsentkrautstöcke Platz haben, so würde — unter der Voraussetzung, daß alle ausgereiften Samen zur Entwicklung gelangen, nach 5 Jahren das ganze Festland der Erde mit Bilsentkrautstöcken überwachsen sein. *Sisymbrium Sophia* würde sogar für den Fall ungehinderter Vermehrung schon nach 3 Jahren einen Raum beanspruchen, der das Festland der Erde um das 2000fache übertrifft!

Wenn auch einer solchen Vermehrung der Pflanzen die mannigfaltigsten Schranken gesetzt sind, so würde doch die Ueberschwengung bestimmter Pflanzenarten auf den nächsten Umkreis des Standort der Mutterpflanzen unerträglich werden, wenn nicht die Samen schon so beschaffen wären, daß sie auf allerlei Weise bequem auf weitere Gebiete übertragen werden können.

Viele Samen sind mit Flügeln versehen, so die Hornfrüchte und Kiefernfrüchte. Hier herrschen mancherlei Formen; eine Samenart hat zwei, eine andere wieder nur einen Flügel; hier sind die Flügel aus der Samenhaut hervorgegangen, dort sind sie den Fruchtblättern entstrungen; einmal sind sie glatt und flach, das andere Mal leicht gekrümmt. Bei zahlreichen Samen werden von trockenen Deck- oder Blumenblättern leichte, lockere, sackartige und blasenförmige Hülsen um die Früchte gebildet. Ähnliche Fluggebilde haben manche Akearten. Anders wieder ist die mit allschirmen

ausgerüsteten Samen (Löwenzahn) erhalten wollige Flocken und Hülsen aus seidigen Haaren die eingeschlossnen Samen in der Luft. Pappeln und Weiden, Baumwollflaue und Wollbaum gehören hierher. Andere Samen werden durch eigenartige einfache oder doppelte Haarschwänze in der Luft gehalten (Pulsatilla, Clematis u. a.). Damit aber sind noch lange nicht alle Flugvorrichtungen gekennzeichnet. Die Vollkommenheit der Schwabeeinrichtungen, Flügel, Flocken, Schwänze, Fallschirme, die Gewalt der Luftströmung und der Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre bestimmen dann sozusagen die Entfernungen, durch die die Samen getragen werden.

Goethe hat einmal eine andere Art der Verbreitung von Samen beobachtet, die ihn als botanischen Forscher nicht wenig interessiert hat. Er schreibt darüber in der „Italienischen Reise“: „Ich hatte mehrere Samenapseln von *Acanthus mollis* nach Hause getragen und in einem offenen Kästchen niedergelegt; nun geschah es in einer Nacht, daß ich ein Knistern hörte und bald darauf das Umherspringen an Decke und Wände wie von kleinen Körpern. Ich erklärte mir's nicht gleich, fand aber nachher meine Schoten aufgesprungen und die Samen übergestreut. Die Trockenheit des Zimmers hatte die Reife bis zu solcher Elastizität in wenigen Tagen vollendet.“ Kerner hat mit den Früchten des kleinen Halbstrauchs *Dorycnium herbaceum* ein ähnliches Erlebnis gehabt. Ihm sprang beim eifrigen Studium eines Buches einmal ein Same aus dem Fruchtstand dieser Pflanze mit großer Heftigkeit ins Gesicht, zahllose andere folgten! Es handelt sich hier um sogenannte Schleuderfrüchte, bei denen das Gewebe um den Samen zur Zeit der Reife in eine hochgradige Spannung versetzt wird. Dadurch trennt sich das Gewebe an bestimmten Stellen. Die nächste Folge ist ein plötzliches Zusammenziehen, Umbiegen und Rollen der getrennten Teile, womit dann ein Fortschleudern der auf diesen Teilen ruhenden Samen verbunden ist. Bei der bekannten Spritzgurke oder Stielgurke ragt der Fruchtstiel wie ein Zapfen in den Hohlraum der Gurke hinein. In der Wand der Frucht befindet sich eine stark gespannte Schicht aus prallen Zellen, die sich auszudehnen sucht. Ist die Gurke reif, so löst sich der Stielzapfen und durch die starke Pressung wird der Samen mit samt der umgebenden Schleimmasse aus der Gurke herausgespritzt. In anderer Weise werden die Samen der Sauerleerarten fortgeschleudert, und eine dritte Art des Fortschleuderns lehnen uns die Balsaminaceen. Bei stengeltragenden Veilchen, Mimosen, Papilionaceen, beim Sumpfreihändeln, Rutaceen u. v. a. treten gleichfalls eigenartige Schleudervorrichtungen in Aktion. Es ist klar, daß die Verbreitung der Samen durch Anschleudern nicht allzweifelhaft geht. Immerhin gibt es Pflanzen, die 14 und 15 Meter weit ihre Samen fortzuschleudern!

Am seltsamsten mutet uns die Tatsache an, daß es Samen gibt, die sich durch Fortkriechen oder Fortkriechen ein neues Reich erobern. Die Zahl dieser Samen ist sehr beschränkt. Meist gehen von ihren Umhüllungen einseitig steife, aber dabei sehr hygroskopische (feuchtigkeitsempfindliche) Vorsten aus, die bei jedem Bitterungswechsel fort und fort ihre Lage verändern und dadurch den anhaftenden Samen in bestimmter Richtung vorwärtsdrängen. Die Vorsten sind wie die Flügel verchiedenen Ursprunges und verschiedener Form. Sie sind bei den Gräsern anderer Art als z. B. bei den Stadiosen und Korbblütlern. Manche Gräser (*Avena pratensis*, *Arrhenatherum elatius* usw.) haben tiefesörnig gebogene Grannen. Der untere Teil ist sehr schraubig gedreht und windet sich je nach der Luftfeuchtigkeit bald zusammen, bald auf. Das geschieht oft mit solcher Heftigkeit, daß der anhaftende Samen emporgeschleudert wird, was dann den Eindruck macht, als hüpfte das ganze Gebilde fort.

Zur Verbreitung durch das Wasser sind nur solche Samen und Früchte geeignet, die infolge ihres geringen spezifischen Gewichtes auf der Oberfläche der Gewässer schwimmen und eine längere Einwirkung des Wassers unbeschadet ihrer Keimfähigkeit ertragen können. (Wiesner.) Viele Palmen sind durch Meeresströmungen verbreitet worden. Hochwasser bringen häufig die Samen von Verbreitungsstellen ins Tal. Manche Pflanzenamen, wie z. B. die der Teichrose, sind für die Verbreitung durch das Wasser direkt eingerichtet.

Tiere tragen auf zweierlei Art zur Verschleppung von Früchten und Samen bei. Entweder heften sich die Samen durch Stacheln, Vorsten oder klebrige Ausscheidungen an den Tieren anseherlich fest oder sie werden verzehrt und dadurch verschleppt. Nach zahllosen äußerst schwierigen Versuchen, die man in dieser Hinsicht mit Säugtieren und Vögeln angestellt hat, fand man, daß Säugtiere die Früchte und Samen schon beim ersten Angriff oder aber beim Wiederkäuen zerstörten, ferner, daß von den Vögeln Taube, Kreuzschnabel, Gimpel, Stieglitz, Zeißig, Weiße, Grlitz, Tammehäher, Huhn, Truthahn und Ente ebenfalls die Keimkraft der gefressenen Samen zerstörten, daß dagegen Raben und Dohlnen, Amsel, Singdrossel, Steinrötel und Koitelschen die Samen unverfehrt durch den Darmanal passieren lassen, ja daß die Keimfähigkeit der Samen dadurch sogar noch erhöht wird, eine Beobachtung, die sowohl von Hildebrand wie von Kerner bestätigt ist. Eine eigenartige Verschleppung der Samen besorgen Raß- und Eichelhäher, Hamster und Eichhörnchen, indem sie einen Vorrat an Früchten sammeln und diesen in Erdhöhlen oder Steinküsten verstecken. Da die Tiere häufig diese Vorratskammern nicht mehr finden oder leeren können, weil sie inwischen selbst oetötet worden sind, so entstehen im Frühjahr neue

Pflanzen an jenen Verstecken. Verbreitet ist diese Art der Verbreitung u. a. bei der Kröte oder Irbelliefer. Eine andere sonderbare Verschleppung finden viele Samen durch Festhalten an Schlamme oder feuchter Moorerde, die alsdann von Dohlen, Reihern und Schnepfen oder Schwalben und vielen ausgeflogenem Wasserläufer an den Füßen mit fortgetragen wird. Darwin hat festgestellt, daß aus 8/10 Unzen Schlamm, der an solchen Vögeln haftete, 537 Pflanzen Keimlinge! Kerners Untersuchungen des Schlammes an Schnäbeln, Füßen und Gefieder der Schwalben, Schnepfen, Wachstelzen und Dohlen ergaben allerdings nur etwa die halbe Ausbeute, aber auch diese spricht noch für die Wichtigkeit der seltsamen Verbreitungsart. Bedenkt man, daß Lauben und Kraniche 60 bis 70, Schwalben und Wanderfalken gar 180 Kilometer in einer Stunde zurücklegen, so begreift man, daß diese Tiere in kürzester Zeit Samen über mehrere Breitengrade verschleppen können. Auch Fortpflanzungszellen von Kryptogamen („Verborgenblühenden“) werden bisweilen durch Tiere verbreitet. Die Conidien des giftigen und lästigen Mutterkornpilzes werden von Insekten von einer Aehre zur anderen getragen, und Rathay konstatierte, daß Käsefliegen die Phallusporen verbreiten.

Zu all diesen Verschleppungsmöglichkeiten durch den Wind, durch Wasser, durch Schlamm, durch Schleuderborrichtungen, Springen, Kriechen und Hüpfen und durch Tiere kommt noch die gewollte oder ungewollte Verbreitung durch den Menschen. Den Hauptanteil an der Ausbreitung vornehmlich der kleinen leichten Samen und Sporen trägt natürlich der Wind. So kommt es, daß jene Pilze, die Gärung und Fäulnis bewirken, also Gese und gewisse Spaltpilze, ihre Keime in der ganzen Atmosphäre verstreut haben und daß überall da, wo es die Temperaturverhältnisse gestatten, auch die Bedingungen der Gärung und Fäulnis gegeben sind. Auch die gemeinsten Schimmelpilze gehören zu diesen Kosmopoliten. Und doch sind den meisten Gewächsen bestimmte Verbreitungsgrenzen gesetzt. Nach A. de Candolle gibt das Gesetz, daß innerhalb einer natürlichen Ordnung die Areale der Arten desto kleiner werden, je weiter entfernt vom Nordpol ihre Heimat gelegen ist. In ausgedehnten feuchten Gegenden schreitet gewöhnlich die Verbreitung der Arten weiter vor als in weitgedehnten trockenen, da sich unter dem Einfluß trockenen Klimas häufig unbewohnbare Streifen ausbilden, die die Wanderung der Pflanzen erschweren.

Kleines feuilleton.

Die englische Theaterzensur. In den letzten Monaten wurden zwei Schauspiele vom Theaterzensor verboten: „The Breaking Point“ („Der äußerste Spannungspunkt“) von Garnett, dessen Erstlingswerk es war, und „Wasto“ („Vergewendung“) von Barker, einem modernen Dramaturgen und Schauspieler, der sich besonders um die Aufführung von Shaws Dramen Verdienste erworben hat. Der Zensor hielt das letzte Stück für moralisch anstößig, da es „traagische Emotionen behandelte, die sich aus der Lage eines schwangeren Mädchens ergeben.“ Man könnte aus dieser Sittenstrenge des Zensors zum Schlusse kommen, daß die englische Bühne frei von Eheproblemen gehalten werde. Dem ist aber nicht so. Der Zensor gestattet die schlüpferigsten Possen, Melodramen und Lieder. Aber er meint offenbar, daß Schauspieler erst unsittlich sind, wenn sie ernst behandeln werden. Sein allmächtiges Veto richtet sich einzig und allein gegen das Ernste und Realistische. Wäre Garnetts Drama mit blöden Witzen und Liedern gewürzt, so würde es ohne Bedenken auf die Bühne gekommen sein. Aber einen ersten Konflikt eines selbstlosen Mädchens darstellen zu wollen, sei ein Verbrechen.

Die englische Theaterzensur hat ihr historisches Gepräge nicht verloren. Sie war ursprünglich von den Puritanern eingeführt worden, die überhaupt das Theater als ein Haus Satans betrachteten. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts ging diese Auffassung indes verloren, und die Zensur wurde kaum ausgeübt. Erst als Fielding das politische Drama auf die Bühne brachte und die Regierung des korumpierenden Sir Robert Walpole, die Vestchlichkeit der Richter, die Zügellosigkeit und Feigheit der Kirche geißelte, da wurde im Jahre 1737 ein Gesetz angenommen, das die Zensur wieder einführte, die — aus solchen Verhältnissen geboren — nur gegen ernste Dramen gerichtet sein konnte. Und so ist die Zensur bis auf den heutigen Tag ausgeübt und die englische Bühne zum Gemeinen und Possenhaften verurteilt worden. So zum Beispiel dürfen in England nicht aufgeführt werden: Shelleys „Cenci“, Zbiens „Gelpenster“, Tolstois „Die Nacht der Finsternis“, Maeterlinds „Monna Sanna“, Orioux' „Mutterchaft“, Shaws „Frau Warrens Gewerbe“, Straufs „Salome“.

Die letzten Zensurstreiche haben indes die Geduld der englischen Schriftsteller erschöpft und sie wandten sich an den Premierminister mit dem Ersuchen, eine Deputation zu empfangen, um ihre Sachlage mündlich zu erklären. Der Premierminister wird die Deputation im Laufe des Monats November empfangen. Das Ansuchen an den Premierminister ist von den hervorragendsten Dramatikern und Schriftstellern unterzeichnet. Gleichzeitig veröffentlichten sie einen Protest, in dem gesagt wird: „Wir protestieren gegen die Macht, die in die Hände eines einzigen Beamten gelegt wurde, der ohne einen öffentlichen Prozeß urteilt und gegen dessen Urteil es keine Berufung gibt, und der den guten Namen beslecken und die Erwerbsquellen

irgend eines Mitgliedes eines ehrlichen Gewerbes verstopfen kann. Wir behaupten, daß die Zensur nicht im Interesse der Sittlichkeit ausgeübt wird, sondern den Zweck hat, den dramatischen Ton herabzudrücken, indem sie das Publikum von der Pflicht befreit, ein moralisches Urteil abzugeben. Wir eruchen, uns von der Gefahr zu befreien, die über jedem Dramatiker schwebt, indem man seine Arbeit und die Früchte seiner Arbeit mit einem einzigen Federstreich eines unverantwortlichen Beamten vernichten kann. Wir eruchen, die dramatische Kunst auf dieselbe Grundlage zu stellen, auf der sich jede andere Kunst befindet und den Dramatikern die Rechtsgleichheit zu geben. Zu diesem Zwecke bitten sie, daß die Zensur abgeschafft werde. Das Publikum ist bereits gegen jede Mißwirtschaft von Seiten der Theaterverwalter geschützt, da diese jedes Jahr sich um eine Theaterlizenz bewerben müssen, — und diese Maßregel wird von unserer Petition nicht berührt.“

Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser Protest von Erfolg sein wird, obwohl es in England gar nicht leicht ist, alte Einrichtungen und wenn sie noch so sinnlos geworden sind, zu beseitigen.

M. Veer-London.

Literarisches.

„Moderne Slaven. Sechß Kapitel Schauspieler.“
 elend von einem Clowm“ (Berlin 1907. Desterheld u. Co., Verlag.) Der ungenannte Verfasser erwirbt sich mit dieser Schrift ein großes Verdienst um die soziale und moralische Hebung des Standes der Bühnenkünstler. In den letzten Jahren ist zwar schon manche Stimme laut geworden. Es fehlt nicht an statistischen Nachweisen des Elends, zumal des Elends der weiblichen Bühnenkräfte usw. Aber alles scheint in den Wind geredet, was zum größten Teil daran liegt, daß die Leute vom „Bau“ vor lauter Gelüsten um die Befriedigung einer sprichwörtlichen Eitelkeit, vor lauter sogenannten Kunstinteressen usw. gar nicht dazu gelangen, ihr soziales Gewissen zu befragen. Nirgends herrscht mehr Angst und Sorge um die Erhaltung einer bogen Existenz, sei es auch die jämmerlichste, als gerade unter den Theaterleuten. Nun besteht ja allerdings seit mehr als einem Menschenalter die „Genossenschaft deutscher Bühnenangehörigen.“ Sie hat verdienstlich gewirkt, das ist unbestreitbar, und sie besitzt auch ein Kapital, das in die Millionen geht. Aber die verhältnismäßig hohen Monatsbeiträge, die trotzdem nur eine winzige Alterspension nach x Jahren Beitragsverpflichtung gewährleisten, bringen es mit sich, daß die wirtschaftlich Schwachen, das Gros derer, die an kleinen Theatern oder gar zigeunermäßigen „Schmierern“ tätig sind, oft beim besten Willen nicht soviel erübrigen, um ihr Leben zu fristen, geschweige denn, um die Mitgliedschaft aufrecht zu erhalten. Zudem hat sich die „Genossenschaft“ von vorneherein ins Abhängigkeitsverhältnis zu den Theaterleitern gebracht, indem sie jahraus jahrein bei ihnen um Zuweisung von Liebesgaben in der Gestalt von Tantiemen für Maskilervorstellungen usw. schnorren geht. Dies Abhängigkeitsverhältnis bringt es weiter mit sich, daß die Genossenschaft eines bourgeois Charakters nicht entraten kann, was zur Folge hat, daß, da nur gutstimmte Künstler zu den ständigen Mitgliedern zählen, für die soziale Not des ganzen Standes nichts oder wenig getan wird. So lange zum Beispiel das Genossenschaftsorgan keine ernsteren Forderungen zu vertreten hat als etwa, um der Eitelkeit und der servilen Denkartungart vieler, ja wohl der meisten Bretterhelden und -Geldmännin kräftig Vorschub zu leisten, Liebedienend alle Titelchen und Medaillen zu verbuchen, die von fürstlichen Herrschaften als Pfälsterchen für die Verabreichung erbärmlicher Gagen oder Gastspielhonorare „verliehen“ zu werden pflegen, so lange wird man von einer wahrhaften Vertretung der wirtschaftlichen Interessen schwerlich reden dürfen. Der Verfasser der eingangs genannten Schrift ist nun endlich ein Mann von tiefer sozialer Einsicht. Auf Grund dieser seiner scharfsichtigen Untersuchungen über den Vertrag, über Intendanten und Direktoren — Deutsche Bühnengenossenschaft — Theateragenten, über künstlerische und wirtschaftliche Konkurrenz der Bühnenkünstler, über Beifall und Hervorruf — Kritik — Regieautokratie erkennt als die Ursachen der heutigen beispiellosen sozialen Lage des Schauspielerstandes 1) die ungeheure Ueberproduktion, 2) den völligen Mangel einer Organisation, 3) die Unmöglichkeit beider, „eigentümlichen“, soll wohl heißen kapitalistischen Zusammenfassung des Standes ohne Zwang zu einer geeigneten Kampforganisation zu gelangen, 4. den Mangel jeglicher Schutzgesetzgebung von Seiten des Staates. Der Verfasser schlägt dann Wege zur Abhilfe vor. Der Staat soll die Bühnenleute zur Schaffung einer Genossenschaft zwingen. Wir können uns, so gut gemeint dieser Vorschlag auch sein mag, von der Wirksamkeit einer unter staatliche Oberaufsicht gestellten „sozialen Organisation“ keinen erheblichen Nutzen versprechen. Was einzig not tut, ist, daß die Bühnenangehörigen sich aus eigener Kraft zu solcher Kampforganisation zusammenschließen. Sie sind Arbeitnehmer so gut wie die Handarbeiter, ebenso bedauernswerte Proletarier wie diese. Wenn sie den Mut haben werden, sich zu koalieren gleich den Handarbeitern, und für Aufklärung der geistig rückständigen Masse zu wirken, erst dann können sie hoffen, auch eine „oben“ gehörte Stimme im Staate zu werden. Solange sie das nicht tun, bleibt die Ausbeutung, die Anechtung mit allen üblen Begleiterscheinungen bei ihnen in Permanenz. Es wäre schon ein kleines

getan, wenn ein paar Hundert Bühnenproletarier diese Schrift lesen und beherzigen wollten. Aber auch daran ist sehr zu zweifeln!
a. k.

Musik.

Vorkingoper. Seit langem wird wenigstens in Deutschland darüber geklagt, daß eine oder die andere Art menschlicher Gesangsstimme allgemein selten oder unzureichend wird. Namentlich ist ja die Tenorstimme bekannt; weniger bekannt, doch nicht weniger tatsächlich ist die Not an wirklichen Altstimmen. Danach würden einerseits die dem Weiblichen entfernter stehenden männlichen Stimmen und andererseits die dem Männlichen entfernter stehenden weiblichen Stimmen übrig bleiben. Aus jenem Schwinden der Grenzlagen wurde in der jetzigen Lehre vom Sexualleben die Folgerung gezogen, daß sich die Geschlechter mehr als bisher differenzieren. Natürlich sind wir noch lange nicht so weit, derlei Folgerungen bestimmt ziehen zu können, ja auch nur die Tatsachen in jener Weise sicher in der Hand zu haben. Es ist nämlich auch mit den noch übrigbleibenden Stimmlagen eigentümlich bestellt. Gemäß der angeführten Auffassung müßten wir eine wachsende Zahl einerseits tiefer Bässe haben (wie es z. B. russische Kirchenjänger sind), und andererseits ganz hohe Soprane. Dagegen scheinen gerade auch diese beiden Extreme wenigstens in Deutschland nicht mehr zu blühen. Vielleicht geht viel davon auf eine Verringerung der Gesangeskunst oder genauer der instrumentalen Behandlung der menschlichen Stimme zurück. Richard Wagner komponiert anders: er strebt nach vokalischer Stimmbehandlung und nach Vermeidung der höchsten und tiefsten Lagen. Dagegen waren gerade diese Lagen in früheren Epochen der Musikgeschichte bevorzugt. Namentlich in den Mozartschen Opern wird in einer Weise auf die Räume hinaufgesteuert und manchmal auch in den Keller hinabgestiegen, daß die heutigen Sänger davor schwindlig werden könnten. Beispielsweise reicht die Partie der Opernfoubrette in Mozarts „Entführung aus dem Serail“, die Partie des Blondchens, vom Kleinen bis hinauf zum dreigestrichenen e. Das kann heutzutage kaum eine Sängerin, wenigstens wenn diese Augentöne mit genügender Fülle zu Gehör kommen sollen. Auch die Kunst von Josefina Gerber-Grünwald liegt anderswo, als in solchen Stimmvirtuositäten. Wir freuen uns vielmehr, daß sie in der Ausführung der Oper am Mittwoch im Vorkingtheater durch ihr Temperament einen Zug von Spießbürgerlichkeit überwand, der sonst dieser Aufführung nachgesagt werden kann. Aber wo sind heute die Sprudelvirtuosen, die Mozart vor sich hatte, als er diese wahrhaft klassische komische Oper schuf und im Jahre 1782 in Wien zur Aufführung brachte? Was heute zu Letzten ist, wurde auf dieser Bühne größtenteils sehr gut geleistet. Sie besitzt an William v. Haythausen einen Tenor, welcher der Partie des Belmonte nicht nur mit Intelligenz, sondern auch mit gebogener Koloratur gewachsen ist. Die üppige Koloraturpartie der Konstanze konnte allerdings nicht durch eine einheimische Kraft vertreten werden. Wie ich höre, kam im letzten Augenblick aus einer anderen Stadt Frau Voer Groselli und sprang ohne Probe ein. Wir freuen uns, eine so gebiegene Sängerin kennen zu lernen; nur deutet das mehr Wichtige, Jähe ihrer Stimme eher auf dramatische als auf Koloraturpartien hin. Mit besonderem Interesse lernten wir einen guten neuen Tenorbuffo, Max Kuttner, kennen. — Kurz, an Genuß und Beifall fehlte es nicht. Entschieden aber darf man sich das unglaubliche Hinausziehen der Vorstellung verbitten, das durch die schier endlosen Zwischenakte verschuldet war. 62.

Aus dem Tierleben.

Warum fällt die Kage stets auf die Füße? Die Kage, mag sie noch so hoch und noch so ungeschickt von einem Dache oder Gemäuer herabspringen, wird nie auf den Kopf oder Rücken, sondern stets auf die Füße fallen. Das liegt daran, daß das Tier im Augenblick des Absprunges seinem Körper eine Drehung erteilt. Die Kage gleicht darin dem Schwimmer, der es beim Sprunge vom Brett auch so einrichtet, daß er entweder mit dem Kopf oder mit den Füßen zuerst im Wasser ankommt. C. Hartmann schildert in der „Zeitschrift für physikalischen und chemischen Unterricht“ seine Versuche, die er zur Aufklärung dieser alten Beobachtung anstellte. Er band an die Beine einer Kage Bändchen, wandte das Tier dann so um, daß es mit dem Kopfe nach unten hing und ließ die vier Bändchen zu gleicher Zeit los. Die Kage fiel zu Boden, aber kam mit den Füßen zuerst an. Während des Fallens hatte sie nämlich ihren Körper blitzschnell gedreht, indem sie mit ihrem Schwanz einen Kreisbogen beschrieb, und mußte somit, nach dem Gesetz von Wirkung und Gegenwirkung, mit den Füßen zuerst den Erdboden berühren. Um diese Tatsache noch besser zu veranschaulichen, fertigte Hartmann einen Pappzylinder an, der einen Kagenkörper darstellte. Diesen versah er mit Pappbeinen und führte durch den Zylinder dann einen Draht, an dessen einem Ende ein Schwanz aus Pappe angehängt wurde. Durch eine Feder im Innern des Zylinders wurde der einmal im Kreise herumgedrehte Schwanz gespannt und durch einen Hemmstift festgehalten. Wurde das Kagenmodell mit den Beinen nach oben gehalten, der Hemmstift gelockert und der Pappzylinder gleichzeitig losgelassen, dann beschrieb der Pappschwanz

einen Kreisbogen und der Modellkörper fiel mit den Füßen voran auf den Erdboden.

Humoristisches.

Humor des Auslandes.

— „Gnädige Frau, wollen Sie so gut sein und den Hut abnehmen? Ich kann nichts von der Bühne sehen.“ — „Nein.“ — „Aber ich habe zwei Pesos bezahlt, um das Drama zu sehen.“ — „Und ich habe zwanzig Pesos bezahlt, um den Hut sehen zu lassen.“ („Pulgarcito“.)

— Lehrer (zum Schulinспекtor): „Sehen Sie den Jungen da auf der letzten Bank? Der war den ganzen Sommer der klügste Bengel in der Klasse.“ — Schulinспекtor: „Das ist er auch noch. Wie ich bemerke, befindet sich sein Platz am dichtesten beim Feuer.“ („Tit Bits.“)

Notizen.

— Die Freie Volkshöhne bringt am Sonntag im Berliner Theater den historischen Schwank von Max Dreher „Das Tal des Lebens“ für ihre Mitglieder zur Aufführung. Das Stück wurde 1903 einhellig von allen Instanzen verboten und nur einmal als Separatvorstellung im Deutschen Theater unter Brahm gespielt.

— Ueber Gädels Belträtsel spricht am Sonntag, den 10. November, abends 8 1/2 Uhr, Herr Lic. Lipius im Scharwenka-Saal, Lützowstr. 76. Lipius war, nachdem er aus der theologischen Fakultät in Jena hinausgedrängt war, Nachfolger Kalthoffs bei der radikalen Gemeinde St. Mariin in Bremen geworden, ist aber freiwillig aus dem Amt geschieden, um seine Anschauungen frei von jeder kirchlichen Rücksicht zu vertreten.

— Der nächste Wissenschaftliche Abend der Humboldt-Akademie, zu dem jedermann freien Eintritt hat, findet am Sonnabend, den 9. November, abends 8 Uhr, in der Aula des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums in Berlin NW., Georgenstraße 33/34, statt. Herr Dr. L. Hirschberg wird die beiden Vpigenien von Chr. v. Glud (mit Musikvorträgen) besprechen.

— Camille Demonnier, der bekannte belgische Dichter und Kunstschriftsteller, dem durch die Verfügung des Ministeriums für Kunst die zum Bierg-Museum gehörige Villa überlassen wurde, wird dieser Begünstigung nicht teilhaftig werden. Demonnier hat sich zwar um das belgische Schrifttum die größten Verdienste erworben, sich aber durch sein freies Wort und seine in modernen Ideen wurzelnde Kunstauffassung bei den Merkmalen jede Gunst verschert. Die literale Presse inszenierte daher eine infame Hege gegen den Künstler. Das Geschimpfe bewirkte denn auch einen feigen und blamablen Rückzug des Ministers, der den Dichter davon verständigte, daß ein „gelegliches Hindernis“ ihn zwingt, sein Wort zurückzunehmen. Das „gelegliche Hindernis“, das dem Minister durch die literale Presse eingegeben wurde und das natürlich nur eine Ausflucht ist, bringt nur Demonnier wohl um die Villa, sein Ruhm freilich wird dadurch nicht geringer.

— Eine Wüste Rocheforts ist vom — französischen Staat angekauft worden und wird im Luxemburgmuseum aufgestellt werden. Diese Erwerbung ist natürlich nicht als Ehrung des Pamphletisten eronnen worden, der im Dienst der Reaktion die Republik täglich auf das unflätigste beschimpft. Die Wüste ist das Werk Rodins, der den interessantesten Kopf des alten Journalisten in eine Galerie mehr oder weniger berühmter Männer, die er in den letzten Jahren modelliert hat, aufnahm. Der Staat hat nun die ganze Sammlung erworben, und es wäre eine lächerliche Kleinlichkeit gewesen, die Wüste Rocheforts auszuschließen. Wenn sich der Christus einmal gestreich zeigt, kann man sich darauf verlassen, daß er daran unschuldig ist.

— Otto Salomon, der Begründer der jetzt in allen Ländern angewandten schwedischen Handfertigkeitslehre, ist in Rås (Schweden) gestorben. Sein Seminar wurde von allen Ländern aus besichtigt. Diese Methode wird aber erst ihre ganze Fruchtbarkeit erweisen, wenn der erziehlche Wert der Arbeit in den Schulen zur richtigen Anerkennung kommt.

— Eine „Wauernuniversität“ wurde von der Zentralstelle bayerischer Wauernvereine, die unter der Leitung des bayerischen Wauerndoftors Heim steht, in Regensburg begründet und vor einigen Tagen eröffnet. Das Vorbild dazu haben die nordischen Länder geliefert, in denen seit langem Bildungsanstalten für die erwachsene bäuerliche Bevölkerung bestehen. Die von dem nationalen dänischen Apostel Grundtvig begründeten Volkshochschulen haben den dänischen Wauer in Oekonomie, Wissen und Kultur weit über die Wauern anderer Länder gehoben. Die bayerische Anstalt veranstaltet in jedem Halbjahre 4 1/2 monatliche Kurse für je hundert Wauern. Unterrichtet wird in Buchführung, Warenkunde, Handelslehre, praktischer Kommunalpolitik, Genossenschaftswesen und allgemeiner Volkswirtschaft. Auch soziale Gesetzgebung sowie Maschinenkunde soll gelehrt werden.